

zichtbarkeit ohne Verzicht – ist die Feuerschrift an der Wand der Konsumgesellschaft.

Eben der Image- und Fiktionswert des Konsums hat seine Paradoxien und Tücken. Einige seiner Apologeten hat er zu der kühnen Hypothese veranlasst, mit ihm vollzöge ausgerechnet die Konsumkultur die Abkehr vom Materialismus gebrauchswertorientierter Bedürfnisse zum Idealismus materialunabhängiger Wünsche. Zu einem Idealismus allerdings, der kaum noch etwas mit den Dingen zu tun hat, die die Warenästhetik nach den Gesetzen einer Zweckmäßigkeit ohne Zweck bewirbt.

Nehmen wir als Beispiel die Individualisierungsverheißung, die von der Konsumkultur so sehr gepflegt wird. Sie ist der schöne Schein der realen Verwechselbarkeit. Alles, was die Konsumkultur offeriert, soll im höchsten Maße »extra« und »besonders« sein, geeignet zur Selbstexpression eines unverwechselbaren Individuums – mit dem Ergebnis, dass möglichst viele und am Ende möglichst alle »extra« sind – das ist die Nemesis des so eitlen wie simplen Narzissmus der Konsumenten. Mit Markenartikeln, der »Elite der Dingkultur«, wie Ullrichs prägnante Formulierung lautet, mag man sich noch

eine Gruppenzugehörigkeit erkaufen – ein für den Markenfetischismus besonders von Jugendlichen wichtiges Motiv, das in entfremdeter Form noch an soziale statt an Vereinzelungsimpulse anschließt. Mit den Marken als Medium narzisstischer Selbstexpression aber steht es prekärer. Man muss schon sehr konsumidealistisch sein, um mit JOOP statt mit BOSS, mit PRADA statt GUCCI dem Geheimnis der Identitätsfindung näher zu kommen. Nichts ist für die Konsumenten tödlicher, als wenn ein PRADA-Model dem anderen begegnet. Dann wird die ewige Wiederkehr *des* Gleichen tatsächlich zur ewigen Wiederkehr *der* Gleichen, der diese mit dem ganz Anderen ihres expressiven Konsums entgegen wollten. So ist es eben, wenn die Inflation der Produkte in der Überproduktionsgesellschaft der Konsumkultur ihre dialektischen Gesetze gibt.

Wolfgang Ullrich: Habenwollen. Wie funktioniert die Konsumkultur? S. FISCHER VERLAG, Frankfurt/Main 2006, 219 S., € 17,90.



Ludger Lütkehaus (*1943) ist Hochschullehrer für Neuere Germanistik an der Universität Freiburg i.Br.

Annalisa Viviani

Hartnäckiger Furor

André Glucksmanns Erinnerungen

Wie man die Wut eines Kindes in einen lebenslangen Zorn verwandelt, macht der französische Intellektuelle André Glucksmann zum Motto seiner Erinnerungen. Früher KP-Genosse, brach der »wurzellos« Aufgewachsene in den 70ern mit der Linken und hält ihr seither den anti-totalitären Spiegel vor. Doch manches in seiner Autobiografie bleibt diffus, wie die Rezensentin bemerkt.

André Glucksmann, einer der führenden – und streitlustigsten – französischen Intellektuellen, zieht zu seinem 70. Geburtstag

Bilanz. Mit dreizehn Jahren fälschte er sein Geburtsdatum und trat in die Kommunistische Partei ein. 1956, als die sowje-

tischen Panzer in Budapest einrollten, trat er wieder aus. 1968 gehörte er allerdings immer noch zur *Gauche prolétarienne*, später sagte er sich von seiner 68er Vergangenheit und vom Marxismus los. Ein Mann der lebenslangen Empörung, rechnet der intellektuelle Unruhestifter seit Jahrzehnten mit den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts ab und fordert das Gewissen der westlichen Welt heraus.

In *Wut eines Kindes – Zorn eines Lebens* blickt er auf ein bewegtes Leben zurück und geht den Ursachen seines beharrlichen Furors auf den Grund: die Triebkraft seines Denkens sei die zunächst kindliche und dann lebenslange Empfindung, sich am Rande eines Abgrunds zu befinden.

Glucksmanns Eltern – der Vater stammte aus der Bukowina, die Mutter aus Prag – waren lange vor Hitlers Machtergreifung nach Palästina ausgewandert, wo sie sich kennen lernten und heirateten. 1930 warfen sie alle Sicherheit über Bord und siedelten nach Deutschland über, um im antifaschistischen Widerstand mitzuwirken. Enttarnt, konnten sie 1937 im letzten Moment nach Frankreich fliehen, wo Glucksmann geboren wurde und die Familie mit falschen Papieren in wechselnden Unterkünften in der Nähe von Lyon lebte. Von Anfang an musste er lernen, mit zwei Identitäten zu leben: Zu Hause war »Jojo« ein Deutsch sprechendes jüdisches Kind, für die Öffentlichkeit war er der Französisch sprechende, christliche »André Rivière«.

Wurzellos, in einer gewählten, nicht ererbten Heimat ohne klare Identität aufgewachsen, leitet Glucksmann seine Erinnerungen mit dem Satz ein: »Mir fällt es schwer, die erste Person Singular zu benutzen. Es erscheint mir leichter, ›ich bin ich‹ zu sagen, als es zu denken, und die klare Gewissheit eines ›ich bin ich‹ wurde mir von Anfang an verwehrt.« Glucksmanns ausgeprägtes Ego scheint aber diese an sich überzeugend klingende Erkenntnis zu widerlegen, mangelt es ihm

doch nicht an Eitelkeit, wenn er seine Autobiografie an den Ereignissen der Weltgeschichte und an den großen Namen der Kulturszene entlang schreibt.

So kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Glucksmann im Rückblick das Schlüsselerlebnis seiner Biografie konstruiert: Kurz nach der Befreiung Frankreichs hat er als Neunjähriger bei einem von der Bankiersfamilie Rothschild veranstalteten Fest in einem von ihr errichteten Heim für jüdische Kinder, die dem Holocaust entronnen waren, einen Schuh ausgezogen und gegen die Wohltäter geschleudert. Nach all dem, was er allein in seinem kurzen Leben erlebt hatte, habe er es nicht ertragen können, die Vergangenheit ungeschehen zu machen und so zu tun, als sei nun alles in Ordnung. Diesem Wutausbruch misst er nachträglich große Bedeutung bei: »Auch nach dem Mauerfall 1989 gab es viele, die sich dieser Illusion hingaben, nun sei alles bestens oder gar die Geschichte zu Ende. ›Der Traum ist der Wächter des Schlafes‹, sagte Freud. Alles was unseren Schlaf stören könnte, bauen wir geschwind in unsere Träume ein, damit wir nicht aufwachen müssen. Es gibt viele Wächter des Schlafes. Die Aufgabe des Denkers ist es, dagegen anzukämpfen.« Aus der Wut des kleinen Jungen ist der Zorn eines Lebens geworden, der ihn zu einer »Philosophie der Unruhe« angetrieben hat.

Der offizielle Bruch mit der Linken erfolgte Mitte der 70er Jahre mit seinen Büchern *Köchin und Menschenfresser. Über die Beziehung zwischen Staat, Marxismus und Konzentrationslager* und *Die Meisterdenker*, in denen er mit den Linksintellektuellen und ihrem Hang zum Totalitären abrechnet. Er übt Selbstkritik, indem er sich fragt, warum Marxisten Konzentrationslager bauen, über linke Leichtgläubigkeit, Liquidation und Folter im Namen der Freiheit diskutiert und die provokante These von der Mitschuld der Philosophen Fichte, Hegel, Marx und

Nietzsche am totalitären Schrecken des 20. Jahrhunderts erörtert.

Glucksmann sieht sich ganz in der Tradition aufklärerisch-kritischer Autoren, deren wohlklingende Namen er anzuführen nicht unterlässt und in deren Glanz er sich sonnt. Im Kalten Krieg wählte er nicht den »bewaffneten Kampf«, sondern organisierte zusammen mit Michel Foucault ein historisches Treffen der beiden ideologischen Antagonisten: des gemäßigten Analytikers Raymond Aron und des Linksintellektuellen Jean-Paul Sartre, um gemeinsam etwas für die vietnamesischen »boat people« zu tun. Die beiden gingen aufeinander zu und überwandten ein Vierteljahrhundert ideologischer Gräbenkämpfe.

Seitdem unterscheidet Glucksmann nicht mehr zwischen rechts und links, sondern zwischen »totalitär« und »antitotalitär«, zwischen »Mitläufer einer Gewaltherrschaft« oder »Parteigänger der Freiheit«. Glucksmann zufolge sind nach Auschwitz, Gulag, Hiroshima und dem 11. September 2001 Wertezerrfall, Nihilismus, Gleichgültigkeit und Zynismus nicht mehr aufzuhalten. An unserem sozialen Missstand seien vor allem die Gesetze des Marktes, die *Wall Street*, die Globalisierung schuld. »Dieser *New-Age-Marxismus-Nihilismus* ist der große Knotenpunkt, an dem sich religiöser Fundamentalismus, nationaler Fanatismus, wiederbelebter Rassismus und der Zynismus der Über-sättigten kreuzen.« Vergeblich sucht man nach einer plausiblen Begründung dieser These. Ist letztendlich doch der Marxismus an allem schuld? Abgesehen von seiner Ablehnung der Anti-Globalisierungsbewegung, des »Charterflug-Aktivismus«, bleibt Glucksmanns Kritik nebulös.

Seit seiner Abkehr vom einst viel gepriesenen Marxismus hat sich der einstige militante Linke dem Kampf gegen das Böse verschrieben: Er unterstützte sowjetische Dissidenten, bezog scharf Stellung gegen Le Pen und die FRONT NATIONALE,

machte die französische Regierung für den Völkermord an den Tutsi in Ruanda mitverantwortlich, setzte sich für die Bosnier und Tschetschenen ein und befürwortete den Irak-Krieg. Sozialisten und Sozialdemokraten im Westen traut der Freigeist nicht mehr; vor allem nicht, wie er es nennt, ihrem schönrednerischen Umgang mit Putin, den er – ohne die wirtschaftliche Entwicklung und die schamlose Bereicherung der Oligarchen unter Jelzins Regierung zu berücksichtigen – allein für die Wiederherstellung totalitärer Strukturen in Russland verantwortlich macht. Die internationale Solidarität, die die Linke einst auf ihre Fahne schrieb, sei nun bei den geistigen Weggefährten der Gegenseite zu finden, bemerkt er.

Gegen die Sachzwänge der Realpolitik setzt Glucksmann auf gesellschaftliche Moral, individuelles Gewissen und medienwirksame Aktionen. Sollen in Zukunft punktuelle Aktionen an die Stelle von Reformen und globalen Regulierungsmechanismen treten, damit wir nicht in den Ruch totalitären Systemdenkens kommen? Aber auch dieses Konstrukt bleibt eher diffus – ebenso wie man aus dieser Autobiografie letztlich auch Glucksmanns Persönlichkeit nur als schillernd erfassen kann. Es ist jedoch unbestreitbar, dass Glucksmann auch mit siebzig genauso wachsam, misstrauisch und streitlustig ist wie damals als kleiner Junge. »Was sollte ich anderes getan haben, als die Wut eines Kindes in einen lebenslangen Zorn zu verwandeln?«, lautet folgerichtig der letzte Satz seiner Erinnerungen.

André Glucksmann, Wut eines Kindes – Zorn eines Lebens. Erinnerungen. NAGEL & KIMCHE im CARL HANSER VERLAG, München 2007, 320 S., € 23,50.



Annalisa Viviani (*1949) ist freie Lektorin, Publizistin und Übersetzerin in München.
Viviani.AutorenEdition@gmx.de